

Der Ansturm war unglaublich

Nie und nimmer hätte ich gedacht, dass nach einer Ausstrahlung meiner Sendung im Evangeliumsrundfunk solch ein Ansturm erfolgen würde. Pastor Horst Marquardt, der frühere Direktor, hatte mich zu einem Interview eingeladen, und dieser Aufgabe bin ich gerne gefolgt. Aber kaum war mein letzter Satz in der Abendsendung verklungen, da läutete auch schon kurz nach Mitternacht das Telefon. Es riss mich um 0 Uhr 17 aus dem Schlaf. Was nun folgte, hätte ich nie und nimmer erwartet. Vier Tage kam ich nicht vom Telefon weg. Aus Ost und West, aus Nord und Süd erreichten mich die Anrufe. Sogar aus Luxemburg und der Schweiz suchten Menschen den Kontakt mit mir. Einige wollten mir nur ein herzliches Dankeschön sagen, andere baten mich um ein Gebet, Kranke brauchten Trost und Schwermütige neue Hoffnung. Es gab viele Anfragen von den Zuhörern, ob sie denn ein Buch von mir haben könnten. Meinem Mann fiel die schöne Aufgabe zu, Päckchen um Päckchen zu packen. Pastor Marquardt hatte meine Telefonnummer am Ende der Sendung angegeben und darauf hingewiesen, dass ich Schriftstellerin sei.

Ich war jedenfalls von dem Ansturm überwältigt, dabei hatte ich in dem Interview gar nichts Besonderes erzählt, sondern nur berichtet, wie Jesus mich in meinem

Leben geführt hat. Aber wahrscheinlich ist dies gerade das Besondere. Ich lebe in der Gemeinschaft mit dem Gottessohn, und er begleitet mich als der beste Freund durch Höhen und Tiefen, so wie das Leben spielt.

Pastor Marquardt kenne ich sehr gut schon von den Anfängen des Evangeliumsrundfunks her. Wie gering fing dieser Missionsauftrag an. In einem ausgebauten Schuppen habe ich meine erste Sendung gesprochen. Heute ist der Evangeliumsrundfunk weltweit bekannt. Zu Beginn meiner Ehe wurde ich eine eifrige Mitarbeiterin vor allen Dingen beim Frauenfunk. Unter Frau Thielemann wurde fast jede Woche ein Bericht von mir ausgestrahlt, und das hat mich, wie ich erst später erfahren habe, vor allem in der DDR bekannt gemacht. Hörer baten mich, ob ich ihnen meine Bücher schicken könnte, denn christliche Literatur war im Osten Mangelware. Aber ich konnte immer nur ein Buch verpacken und musste einen Zettel einlegen, dass der Versand einer christlichen Schrift durch Erich Honecker, den Staatsratsvorsitzenden in der DDR, erlaubt sei. Zeitaufwendig war diese Aufgabe, und die einzelnen Bücherpakete musste ich von verschiedenen Postämtern aus versenden.

Durch die Wende wurde vieles verändert. Wir sind wieder, Gott sei Dank, ein Volk geworden, und meine Bücher werden gerade in den Neuen Bundesländern gerne gelesen. Seit dem Zusammenschluss von Ost und West darf ich die Frohe Botschaft von Jesus überall verkündigen. Jedes Mal, wenn ich über die frühere Gren-

ze fahre und an dem hohen Beobachtungsturm hinter Hof vorbeikomme, spreche ich ein Gebet und danke meinem Herrn für die Zusammenführung zweier deutscher Staaten. Aus der Mark Brandenburg, aus Thüringen, aus Sachsen und Mecklenburg erreichten mich viele Telefonanrufe. Aber nun will ich einfach erzählen, was ich in dieser Sendung ausgesprochen habe.

In meinem Leben als Schriftstellerin und Rednerin habe ich viele wunderbare Erfahrungen gemacht. Es gibt ein Lied, das mich schon früh angesprochen hat und seitdem begleitet: „Wir sind ein Volk vom Strom der Zeit gespült, ans Erdeneiland.“ Dort heißt es im Refrain: „Es ist das Kreuz von Golgatha, Heimat, für Heimatlose.“ Ich habe als junger Mensch sehr darunter gelitten, dass wir Flüchtlinge waren, von Bessarabien, dem Land am Schwarzen Meer, umgesiedelt. Fruchtbar waren die Felder mit mehr als einem Meter Humuserde.

Das Düngen der Äcker war nicht nötig. Das Getreide wuchs auch ohne Kalkstickstoff und andere Düngemittel. Später landeten wir in Polen, und mein Vater baute sich eine neue Existenz auf.

Leider dauerte der Aufenthalt im Kreis Krotoschin nicht sehr lange. Die russische Front rückte näher, und schon am 19. Januar 1945 hieß es wieder, die Zelte abzuschlagen und sich auf eine Reise zu begeben, von der wir nicht wussten, wo sie hinführen würde. Zwei offene Ackerwagen wurden mit sechs Pferden bespannt. Vor allen Dingen hatten wir Hafer geladen. Sonst wurde

nur das Allernötigste mitgenommen. Wir Kinder und unsere kranke Mutter saßen auf den Säcken, und es war unser Glück, dass im letzten Augenblick vor der Abfahrt unsere Magd Krulka meiner Mutter die Federbetten zuwarf. Draußen war es eisig kalt. Das Thermometer zeigte minus 20 Grad an. Die Straßen waren schneebedeckt und sehr glatt. Die Angst saß uns im Nacken. Würden die Pferde uns vor den russischen Panzern bewahren können? Hinter uns dröhnten die Kanonenschüsse und über uns kreisten die Tiefflieger. Fast ein halbes Jahr dauerte unser Fluchtweg, bis wir schließlich im Hessenland Zuflucht fanden. Aber wir blieben über Jahre sehr arm, und der Verlust der Heimat hat mir schon als Kind stark zu schaffen gemacht. Aber das wurde meine tröstliche Erfahrung: Gott hat uns nie aus den Augen verloren, und wir blieben unter seinem Schutz.

Es war unser Glück, dass wir bei Familie Becker in Breitenbach bei Bebra aufgenommen wurden. In diesem Hause fanden jede Woche Bibelstunden statt, und wir wurden dazu eingeladen. Eines Tages erzählte mir Opa Becker, ich könnte im Nachbarort Weiterode an einer Freizeit teilnehmen. Unter der Verkündigung des biblischen Wortes brach in mir die Sehnsucht nach Gott auf.

Als das Lied mit dem Refrain „Es ist das Kreuz von Golgatha, Heimat, für Heimatlose“ gesungen wurde, zog es mich mit aller Macht hin zu Gott. Mir wurde bewusst: Unter dem Kreuz finde ich Heimat bei Jesus,

dem Gottessohn. Er ist mein Herr, mein Heiland und Erlöser, er nimmt mich in seine Gemeinschaft auf. Er bietet mir, was mir in dieser Welt kein Mensch bieten kann: Heimat in dieser Zeit und Heimat in Ewigkeit. Und das hat mich unheimlich froh und glücklich gemacht. So habe ich diese Bedrückung, unter der ich als Kind gelitten habe, überwunden. Seitdem bin ich Christ.

Aber diese irdische Heimatlosigkeit wurde ja nicht durch das Lied aufgehoben, sondern ich ging in die alten Verhältnisse zurück und lebte weiter unter notvollen Bedingungen. Doch ich hatte jetzt einen Ort, wo ich mich zu Hause fühlen konnte, das Kreuz Jesu Christi. In dieser Zeit fing ich an, die Bibel zu lesen und freute mich, dass ich in den christlichen Jugendkreis für EC (Entschieden für Christus) eingeladen wurde. Ich habe Erfahrungen mit Jesus machen dürfen, und das hat mir geholfen. Auch meine Großeltern waren gläubige Christen. Über den Glauben meiner Eltern möchte ich mir kein Urteil erlauben; aber sie gingen gerne in die Bibelstunde bei unserem Hauswirt und besuchten auch jeden Sonntag den Gottesdienst. Aber das weiß ich genau: Im Laufe ihres Lebens haben sie durch schwere Wegführungen den Halt in Jesus gefunden. Es ist meine größte Freude, dass ich gerade am Ende des Lebens erfahren konnte, wie mein Vater zu Jesus gefunden hat. Er hat mit mir nie viel über den Glauben gesprochen, aber er liebte die christlichen Lieder und hat sie gerne auf dem Klavier gespielt. „Jesu,

geh voran“ war sein Lieblingslied. Diesen Choral habe ich ihm gerade in seiner schweren Krankheitszeit oft vorgesungen. In Bessarabien hatte er zeitweise die Aufgabe eines Küsterlehrers übernommen und selbst Lesegottesdienste gehalten.

Als er kurz vor den Toren der Ewigkeit stand, lasen wir ihm den 23. Psalm vor, der mit den Worten beginnt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Wie gewinnt auch gerade der Vers an Bedeutung: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Ich wollte danach ein Gebet sprechen, aber nun faltete Vater selbst seine Hände und betete: „Herr Jesus Christus, nimm mich auf in dein Reich. Bleib du Herr über meiner Familie und wirke, dass Kinder und Kindeskindern auf deiner Spur wandeln ihr Leben lang.“ Das war für mich das schönste Erlebnis mit meinem Vater, ihn so beten zu hören. Ich denke, Gott hat gerade die Stunde seines Todes dazu benutzt, mir diese tröstliche Gewissheit zu schenken, dass ich meinen Vater in Gottes Herrlichkeit aufgenommen wusste. Er war nun bei Jesus zu Hause, und in der Ewigkeit würden wir uns wiedersehen. Ich habe meinen Vater sehr geliebt, und ich hatte zu ihm ein herzliches und inniges Verhältnis. Seine Krebserkrankung hat mich oft traurig gemacht. Aber umso mehr danke ich meinem Herrn für dieses wunderbare Erleben.

Oft denke ich an das Leben meines Vaters zurück. Er war Professor, hatte in Leipzig Agrarwissenschaft

studiert und war dann in Bessarabien Direktor eines großen landwirtschaftlichen Instituts mit mehreren tausend Hektar Land, das dem rumänischen Königshof unterstellt war. Von diesem Gut hatte der König Wein, Getreide, Obst, Fleisch und Milcherzeugnisse bezogen. Nun aber, nach Kriegsende, kam eine enorme Veränderung in das Leben meines Vaters. Wir sind mit sechs Pferden geflüchtet, und nun musste er sehen, wie er seine große Familie durchbrachte. Zwei Pferde wurden uns auf der Flucht gestohlen, ein Pferd verkauften meine Eltern, um die Aussteuer für ihre älteste Tochter zu beschaffen. Als dann ihre Verlobung platzte, reagierte Vater recht ärgerlich. Er zeigte auf die Bettwäsche und sagte zu Mutter: „Da liegt nun unser Schimmel!“ Mit den drei übrig gebliebenen Pferden hat er für die Kleinbauern Mist und Jauche gefahren, ihre Äcker gepflügt und ihre Ernte eingebracht. Er fuhr auch in den Wald, schleifte Baumstämme aus dem Dickicht und holte Brennholz für die Bevölkerung aus Bebra und den umliegenden Orten. Aber der Verdienst blieb über Jahre gering.

Eines habe ich von meinem Vater gelernt, und das ist mir bis heute wichtig geblieben: Arbeit schändet nicht. Mein Vater hätte diese Plackerei auf den Feldern nicht leisten können, wenn ihm Mutter nicht beigestanden hätte. Sie entstammte einem reichen Bauernhof und hatte schon als junges Mädchen alle landwirtschaftlichen Arbeiten verrichtet. Sie war es, die meinem Vater zeigte, wie man die Pferde anspannt, wie man pflügt,

eggt und mäht. Vater hatte ja als Professor nie körperlich gearbeitet, sondern hatte eine Lehrtätigkeit ausgeübt. Auf der Flucht hat er die Pferde auch nicht selbst lenken müssen. Zwei Knechte begleiteten uns auf dem Weg und retteten so unser Leben vor den russischen Panzern. Für meine Eltern waren die Jahre nach 1945 sehr arbeitsintensiv, und schon wir Kinder mussten tüchtig zupacken. Das war nicht immer leicht, aber geschadet hat es uns nicht.

Eigentlich haben wir ja zwei Mal unser Zuhause verlassen müssen, zunächst in Bessarabien und dann in Polen. Die Umsiedlung war für uns Kinder zunächst ein wahres Abenteuer. Den Ernst der Lage begriffen wir ja noch nicht. Mit Pferdewagen, Bahn und Schiff auf der Donau gelangten wir erst in ein Lager. Dort wären wir aber beinahe verhungert, weil uns viel zu wenig Lebensmittel zugeteilt wurden. Mit über 200 Menschen hausten wir in riesigen Fabrikhallen, Männlein und Weiblein unter einem Dach. Nachts, wenn wir eigentlich schlafen sollten, quälte uns der Hunger, und oft jammerten wir: „Mutter, ich will Brot.“ Aber auch diese schreckliche Zeit, in der wir hinter Stacheldraht eingesperrt waren, haben wir überlebt und kamen dann in den sogenannten Warthegau. Hier blieben wir nur dreieinhalb Jahre. Die russische Front rückte näher, und in einer sternklaren Nacht verließen wir unser großes Gut, das Vater bewirtschaftete.

Es war eine gefährliche Fahrt. Die Wege waren vereist und die Trecks kamen nur im Schneckentempo auf den

Straßen voran, weil das zurückflutende Militär immer vor den Flüchtlingswagen Vorrang hatte. Mein Vater wählte dann meist Nebenstraßen und mied auch die großen Städte. So blieben wir von den Bombenabwürfen durch die feindlichen Flieger verschont und konnten am 13. und 14. Februar Dresden umfahren, das ja durch die Amerikaner und Engländer in Schutt und Asche gelegt wurde. Aber auch in unserem Treck fuhr der Tod mit. Meine Mutter war hochschwanger auf die Flucht gegangen und wurde unterwegs von einem kleinen Mädchen entbunden. Leider konnte sie das Baby vor lauter Schwachheit nicht stillen, und so musste unsere Erika – so nannten wir unser Geschwisterchen – schließlich verhungern, denn es fehlte uns an Milch. Überall herrschte so kurz vor Kriegsende ein schreckliches Chaos. Nach nur wenigen Tagen mussten wir den Leichnam unseres Lieblings in die fremde Erde betten. Der Tod von Erika – sie war ein so schönes Baby – hat mich unsagbar traurig gemacht, und ich weinte viele Tränen. Zum ersten Mal hatte ich ein kleines Kind sterben sehen. Nun war mein Schwesterchen tot, auf das ich mich so gefreut hatte.

Wir versuchten zunächst, im Südharz irgendwo Unterschlupf zu finden. Aber dann wurden Sachsen und Thüringen der russischen Besatzung übergeben. Als wir davon hörten, begaben wir uns wieder auf die Reise und fuhren nach Hessen, das unter amerikanischer Besatzung stand. Die Angst vor dem Kommunismus veranlasste uns dazu. Wir hatten die sowjetische Herr-

schaft schon einmal in Bessarabien erlebt, als sie nach Rumänien eindrang, und ahnten, was an Grausamkeit und Unterdrückung auf uns zukommen könnte. Viele Flüchtlinge, die aus der Gegend des Schwarzen Meeres stammten, wurden nämlich nach Sibirien abtransportiert. Solch einem Schicksal wollten wir entgehen. Unterwegs hatte mein Vater eine Flüchtlingsfamilie gefragt: „Wo wollt ihr denn hin?“ Sie antworteten ihm: „Nach Bebra, Hessen.“ Als er dann bei der amerikanischen Kommandantur eine Erlaubnis für die Weiterfahrt beantragte und der Soldat ihn fragte, wo er denn mit seiner Familie hinwollte, fiel ihm ein: „Bebra, Hessen.“ So sind wir ins Hessenland gekommen und haben zunächst bei einem Gutsbesitzer für kurze Zeit Aufnahme gefunden. Meine Eltern waren bereit, mit den Pferden auf den Feldern die Ernte einzubringen; denn es war uns sehr wichtig, dass wir auch für unsere Pferde eine Bleibe fanden. Waren sie doch das einzige Gut, das uns noch verblieben war.

Für mich gab es einen Neubeginn auch in schulischer Hinsicht. Nachdem einige Monate nach Kriegsschluss der Unterrichtsbetrieb wieder aufgenommen wurde, ging ich in Breitenbach bei Bebra in die Volksschule. Danach bestand ich auch die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium in Rotenburg an der Fulda. Ich weiß noch ganz genau, dass ich im Diktat einen gravierenden Fehler gemacht und Abenteuer mit d geschrieben habe. Da habe ich wohl an „Abend“ gedacht. Aber ich habe trotzdem die Prüfung gut geschafft. In der Jakob-

Grimm-Schule in Rotenburg habe ich dann auch mein Abitur gemacht.

Die Entscheidung, was ich studieren sollte, ist mir nicht leichtgefallen. Aber weil ich durch Jesus so fröhlich im Glauben geworden war, wollte ich unbedingt Gott dienen. An Heiraten dachte ich nicht. Damals gab es in den christlichen Jugendverbänden nur wenig junge Männer, und ich wollte nur einen gläubigen Lebenspartner an meiner Seite haben. Da aber die Schönen den Vorrang hatten, rechnete ich mir keine Chance auf Ehe und Familie aus. Weil ich die Botschaft von Jesus anderen Menschen verkündigen wollte, begann ich in Marburg an der Lahn mit dem Studium der Theologie. Hier folgte für mich eine anfechtungsreiche Zeit; denn in der theologischen Fakultät begegneten mir damals auch Professoren, die sehr kritisch gegenüber dem christlichen Glauben waren.

Mir waren Jesus und sein Wort wichtig, ja heilig. Und nun erfuhr ich, dass das biblische Wort so zerpfückt und kritisch hinterfragt wurde. Mir aber hat es geholfen, dass ich in der Studentenmission ein warmes Nest finden konnte. Wir waren oft in fröhlicher Runde beisammen, lasen die Bibel und beteten. Es war uns auch ein Anliegen, andere Studenten ins Boot Jesu Christi zu holen. Das hat meinen Glauben gestärkt und mir inneren Halt gegeben.

Das Studium wurde mir noch in anderer Beziehung bedeutsam. Wenn man Theologie studiert, muss man zunächst Latein, Griechisch und Hebräisch lernen. Das

große Latinum hatte ich schon auf dem Gymnasium absolviert und so begann ich zunächst mit Hebräisch, das ich unbedingt in einem Semester schaffen wollte. Dazu musste ich mich mächtig anstrengen. Aber dies gelang mir durch eine wunderbare Führung Gottes. Ich erinnere mich noch sehr gut an einen herrlich sonnigen Tag im Mai 1955. Ich saß auf einer Bank vor dem Universitätsgebäude, die um eine stattliche Linde herum gebaut war. Ein Kapitel aus dem Buch Josua versuchte ich ins Deutsche zu übersetzen. Aber es wollte mir nicht gelingen, einen brauchbaren Text zu formulieren. Neben mir hatte ein Student Platz genommen. Ich war ihm schon einmal im Theologenbibelkreis begegnet. Als er sah, dass ich verzweifelt im Wörterbuch blätterte, fragte er mich: „Na, Fräulein Hannemann, haben Sie Schwierigkeiten mit dem hebräischen Text? Kann ich Ihnen behilflich sein?“ Mir war das nur recht. So übersetzte mir der Student aus dem höheren Semester dieses Kapitel fließend herunter. Er fügte dann noch an: „Wenn Sie wieder einmal mit einem hebräischen Kapitel nicht zurechtkommen, dann sprechen Sie mich nur an. Ich helfe Ihnen gern.“ Mir kam das sehr gelegen, denn ich wollte unbedingt die Prüfung schaffen, die Ende Juli stattfand. Und so ergab es sich, dass wir uns regelmäßig in den Räumen der Studentenmission trafen und die nicht ganz leichte Sprache studierten. Ich wurde regelrecht in Hebräisch getrimmt. Jeden Tag übersetzten wir ein Kapitel und lernten einen neuen Abschnitt aus der Grammatik. Ab und an fragte ich

Herrn Bormuth, der mir so bereitwillig half: „Was muss ich Ihnen denn bezahlen?“ Seine Antwort war immer gleichbleibend: „Das regeln wir später.“

Dann nahte die Prüfung. Am Vortag wollten wir noch einmal das Wichtigste wiederholen. Ich saß dem Studenten gegenüber, aber er ließ sich viel Zeit und schwieg lange. Ich wurde schon ungeduldig. Dann kamen seine Worte recht zögerlich über die Lippen: „Fräulein Hannemann, ich habe den Eindruck, Gott habe uns beide zusammengeführt. Wollen Sie meine Frau werden?“ Ich fiel aus allen Wolken. Mit solch einer Frage hatte ich gar nicht gerechnet. Aber dieser Student gefiel mir. In den Vorlesungspausen hatten wir öfter miteinander theologische Probleme erörtert. Er hatte die wunderbare Gabe, mir vieles, was ich noch nicht verstanden hatte, zu erklären. Er war nicht nur ein guter Hebräischlehrer, sondern auch ein interessanter Gesprächspartner. So fanden wir zueinander.

Am nächsten Tag ging ich fröhlich zur Prüfung. Meine Kommilitonen wunderten sich schon, wie man nur so unbekümmert zu einem Examen kommen kann. Ich wünsche jedem Prüfling eine solch frohe Stimmung. Verliebt muss man sein, dann kann man schwierige Situationen wunderbar meistern. Für mich war es einfach nur schön. Ich wusste: Falle ich durchs Examen, dann falle ich eben durch. Das ist jetzt nicht mehr problematisch. Ich werde ja bald heiraten. Das war für mich ein herrliches Gefühl. Aber ich habe die Prüfung ganz gut geschafft, habe dann noch Griechisch gelernt und eini-

ge Semester Theologie studiert. Doch nach zwei Jahren heirateten wir, und ich wurde von der Studentin zur Hausfrau umfunktioniert. Das hatte mehrere Gründe.

Zunächst kostete mich die Auseinandersetzung mit der bibelkritischen Theologie viel Kraft. Ich hatte oft Angst und fragte mich: Hält mein kindlicher Glaube an Jesus diese Anspannung durch? Die Entmythologisierung der Bultmann'schen Theologie hat mir schlaflose Nächte bereitet. Ein zweites Problem bestand darin, dass mir meine Eltern kaum Geld für mein Studium geben konnten. Ich musste mir in den Semesterferien immer wieder Jobs suchen, um mir das nötige Geld für das nächste Semester zu verdienen. So habe ich bei einer Familie als Kindermädchen und später dann in einer Buchhandlung gearbeitet. Das war sehr hart für mich. Und schließlich wollten wir auch gern heiraten. Mein Verlobter hatte schon sein Examen bestanden und zwei Jahre auf mich gewartet.

In unsere Ringe ließen wir das Wort aus Jesaja 54,10 eingravieren und das Datum des Tages, an dem wir uns kennenlernten. Der Vers ist mir im Laufe meines Lebens und sogar bis heute sehr wichtig: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“

Nach seiner Referendarzeit wurde mein Mann nach Arolsen im Waldecker Land versetzt, und ich folgte ihm in der fröhlichen Gewissheit: Ich habe mein Glück

gefunden. An einem Gymnasium unterrichtete mein Mann evangelische Religion und Englisch. Er wurde zum Studienrat ernannt und erhielt dadurch eine Anstellung als Beamter auf Lebenszeit. Ich war gerne Hausfrau, und langweilig wurde es mir nie. In Arolsen wurden uns zu unserer Tochter noch zwei Söhne anvertraut. Später kamen noch Johannes und Daniel, ein Nachkömmling, hinzu.

Aber mein Mann blieb nicht im Schuldienst. Es war für mich schon eine Überraschung, als er in den vollzeitlichen Dienst für Gott berufen wurde. Wir fühlten uns in Arolsen sehr wohl, hatten uns ein Eigenheim gebaut und in einer lebendigen Gemeinde ein warmes Nest gefunden. Gott schenkte es uns, dass wir Eingang ins Goethe-Institut fanden und jeden Samstagabend ausländische Studenten in unser großes Wohnzimmer einluden. Ihnen verkündigten wir das Evangelium in englischer Sprache, und Gott wirkte klare Entscheidungen für ihn. Oft waren über dreißig junge Menschen unsere Gäste, und es herrschte ein reger Austausch. Von der amerikanischen Army hatten wir uns Liederbücher besorgt, und schon damals begeisterte uns das Lied „Amazing Grace – O Gnade Gottes wunderbar“.

An einem Abend mussten wir sogar die Flügeltür zum Arbeitszimmer öffnen, weil der Raum zu eng wurde. Doch am nächsten Tag war ich recht bekümmert; denn über das Parkett zog sich ein hässlicher, tiefer Kratzer. Zwei Studenten hatten unser altes Sofa über den Fußboden gezogen, und ein vorstehender Nagel war der

Übeltäter. Als mein Mann mittags aus der Schule kam, empfing ich ihn mit der Hiobsbotschaft: „Karl Heinz, schau dir nur unser schönes neues Parkett an, wie sehr es ramponiert ist. Ich weiß nicht, ob wir immer so viele Leute zu uns einladen sollen.“ Mein Mann schaute mich liebevoll an, nahm mich in die Arme und sagte: „Dieser Kratzer bekümmert dich? Du solltest froh sein, dass auf unserem Fußboden die Spuren der Heiligen zu sehen sind.“ Mir war sofort klar: Wir machen mit unserer missionarischen Arbeit weiter.

Donnerstags hatten wir noch einen Hauskreis für Deutsche. Wir gründeten sogar ein Chörlein und sangen oft bei Feiern und auch regelmäßig im Krankenhaus. Das Leben machte richtig Spaß, und wir waren glücklich. Nie hätten wir daran gedacht, von Arolsen wezugehen. Im Garten pflanzten wir Sträucher, Erdbeeren, Gemüse und Blumen. Nach dem langen Flüchtlingselend konnte ich es kaum fassen, dass mir wieder eigene Erde durch die Hände glitt und wir in einem wunderschönen Haus wohnen konnten. Am Einzugstag lautete die Losung: „Dies Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern.“ Gott machte das Wort wahr. Für mich war dies eine unglaubliche Tatsache. Mit Indern, Kenianern, Holländern, Chinesen und noch vielen anderen Nationen lobten wir Gott.

Aber mit der neuen Berufung änderte sich unser Leben schlagartig. Mein Mann war bereit, im Diakonissenmutterhaus Hebron in Marburg eine Predigt- und Unterrichtstätigkeit zu übernehmen. Der Deutsche